

Patricia Schröder  
**Milla & Emilia**  
*Landei mit Liebeskummer*





## DIE AUTORIN

Patricia Schröder, 1960 geboren, wuchs in Düsseldorf auf. Sie studierte Textildesign und arbeitete einige Jahre in diesem Beruf. Als ihre Kinder zur Welt kamen, zog sie sich in den Norden auf eine kleine Warft zurück. Anfangs vermisste sie den Trubel der Stadt, und so fing sie an, sich Geschichten auszudenken. Mittlerweile gehört sie zu den bekanntesten Kinder- und Jugendbuchautorinnen in Deutschland und hat schon zahlreiche Romane veröffentlicht und engagiert sich für die Leseförderung.

*Von Patricia Schröder ist bei cbj bereits erschienen:*

**Milla & Emilia – Drei Jungs sind einer zu viel** (13461)

**Milla & Emilia – Freundinnen und andere Ungeheuer** (13798)

**Milla & Emilia – 100 Küsse und ein Schokomuffin** (15301)

**Prinzessin Gwendolina –**

**Ein königlicher Auftritt** (Bd. 1, TB 22108)

**Prinzessin Gwendolina –**

**Die königliche Drachenjagd** (Bd. 2, TB 22180)

**Prinzessin Gwendolina – Der königliche Heiratsschwindel** (Bd. 3, TB 22218)

**Lila Lakrizen – Leo hat Zickenzoff**  
(TB 28007)

**Lila Lakrizen – Maja im Omafieber**  
(TB 28008)

**Lila Lakrizen – Dotte kriegt die Krise**  
(TB 28012)

**Lila Lakrizen – Fanny löst den Finkenfall**  
(TB 28027)

**Freundinnen für immer und ewig** (12904)

**Du schaffst das, Felix!** (TB 21999)

Die Reihe »Erst ich ein Stück, dann du«

Patricia Schröder

*Milla & Emilia*  
Landei mit  
Liebeskummer

Band 1





cbj  
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier  
*München Super Extra* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
Erstmals als cbj Taschenbuch Dezember 2011  
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform  
© 2009 cbj, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Lektorat: Maren Jessen  
Umschlagbild: Illustration/Miriam Cordes; Blumen/  
Shutterstock, ussr  
Umschlaggestaltung: Zeichenpool, München  
im · Herstellung: CZ  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck  
ISBN 978-3-570-22282-9  
Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

The title 'Goodbye, Großstadt!' is written in a black, cursive font. It is surrounded by several decorative floral motifs: a large flower on the left, a small starburst above the 'y', a flower above the 't', a flower to the right, a flower below the 'y', a starburst below the 't', a flower below the 't', and a flower below the 't'.

# Goodbye, Großstadt!

**A**lbraum! Ich stehe im leeren Flur unserer Wohnung. An der Decke baumelt eine nackte Birne, und an den Wänden, dort, wo mal der Spiegel und die Kunstdrucke expressionistischer Maler hingen, sind nur noch helle Flecken zu sehen. Unter meinen Füßen liegt der gestreifte Flickenteppich, den Mama schon immer gehasst hat und den sie mit Erleichterung, vielleicht sogar mit echter Freude zurücklassen wird, und vor mir sehe ich Papa – groß, dunkellockig, bärtig und traurig.

Ich will nicht!, schreit alles in mir. Tränen schießen mir in die Augen. Gleich werde ich aufwachen, ganz bestimmt.

Dann die Wirklichkeit: Ich stehe im leeren Flur unserer Wohnung. An der Decke baumelt eine nackte Birne, und an den Wänden, dort, wo mal der Spiegel und die Kunstdrucke expressionistischer Maler hingen, sind nur noch helle Flecken zu sehen. Unter meinen Füßen liegt der gestreifte Flickenteppich, den Mama schon immer gehasst hat.

»Den lassen wir hier«, sagt sie fröhlich.

Im Gegensatz zu mir ist meine Mutter klein, rund und blond. Sie hat ein hübsches Gesicht, braune Augen und einen trendigen Haarschnitt, bei dem die Haare originellerweise vorne länger sind als hinten und eine besonders lange Strähne die Hälfte ihres rechten Auges bedeckt.

»Nein, er soll mit«, sage ich.

»Ach, das olle Ding!« Meine Mutter schüttelt energisch den Kopf. »Ich bin froh, dass ich ihn los bin. Außerdem können wir nicht alles bei Hans-Peter unterstellen.«

»Wieso nicht?«, erwidere ich. »Ich denke, sein Dachboden ist riesig.«

»Er hat selbst schon genug Kram«, sagt Mama abwinkend.

Ich starre sie an und hoffe immer noch, plötzlich aufzuwachen und mich in meinem Bett unter der kuschelweichen Ohne-dich-ist-alles-doof-Decke wiederzufinden. Aber leider bin ich schon wach. Der Albtraum verschwindet nicht, sondern bleibt Wirklichkeit. Mama und ich, wir ziehen weg.

Weg aus der Stadt.

Weg von Papa.

Weg von der Hans-Christian-Andersen-Gesamtschule.

Vor allem aber weg von Sibel.

Außer Papa (und Mama natürlich) ist Sibel der wichtigste Mensch in meinem Leben. Ich kenne sie seit der ersten Grundschulklasse. Und ich liebe sie so sehr wie meinen alten ausgefransten Teddyhasen, meine allerliebsten Lieblingssocken und die dunkelblaue Tweedstrickjacke, die Oma Camilla mir vor zwei Jahren zu Weihnachten geschickt hat.

»Ich will nicht«, hauche ich und erwarte sehnsüchtig, jeden Moment auf dem Flickenteppich zusammenzubrechen. »Ich kann ohne Sibel nicht leben.«

»Das musst du ja auch nicht«, sagt Mama. »Du siehst sie mindestens zweimal im Monat. Sie kann dich nahezu jederzeit besuchen und auch einen Teil der Ferien mit dir verbringen.«

»Das ist nicht das Gleiche«, jauge ich.

Meine Mutter wuschelt mir lächelnd durch die roten Locken. »Natürlich ist es das nicht.«



Oh Mann, so viel Verständnis haut mich glatt um!

»Ich werde bis ans Ende meines Lebens todsterbensunglücklich sein!«, prophezeie ich ihr.

»Das halte ich für ziemlich ausgeschlossen«, erwidert sie nüchtern.

»Du hast ja keine Ahnung!«, knurre ich.

Mama lächelt wieder. »Ich weiß.«

Hast du wirklich nicht, denke ich wütend und schwöre mir bei allem, was mir lieb und teuer ist, dass ich es ihr beweisen werde.

Die räumliche Trennung von Papa und Sibel wird mich zermürben. Ich werde nicht mehr schlafen und nicht mehr essen. Nach spätestens zwei Wochen werde ich nur noch aus Haut und Knochen, ein paar roten Locken und dem kleinen Leberfleck auf meinem linken Nasenflügel bestehen. Mama wird sich die allerschwersten Vorwürfe machen, dass sie mir das angetan hat, sich sofort mit Papa versöhnen und reumütig in die Stadt zurückkehren. – Jawohl!

»Das ist mal wieder typisch!«, reißt meine Mutter mich aus meinen vielversprechenden Visionen. »Wann war Thomas schon mal pünktlich?«

»Äh«, sage ich. »Meinst du Papa?«

»Wen sonst?«

Mamas Gesicht glüht kirschrot, die Coolness, die sie mir gegenüber sonst immer an den Tag legt, ist vollkommen verschwunden.

»Ich finde es gemein, wenn du so über ihn redest«, pflaume ich sie an.

»Ja, ja.« Sie rennt ein paar Schritte auf dem verhassten Flicknläufer auf und ab. »Um drei Uhr wollte er hier sein und sich von dir verabschieden. Die Möbelpacker sind seit einer Viertelstunde fertig und ...«



»Es ist erst zwei Minuten nach drei«, sage ich, nachdem ich einen Blick auf meine Armbanduhr geworfen habe.

Meine Mutter sieht mich scharf an. »Ich für meinen Teil versuche in einem solchen Fall eher zu früh als zu spät zu kommen«, erläutert sie mir.

Ich verdrehe die Augen. Kein Wunder, dass ihre Ehe nicht funktioniert hat! Das Schlimme ist, dass Mama die absolute Ich-kann-alles-auf-einmal-und-manage-auch-das-was-eigentlich-nicht-geht-mit-links-Hektikerin ist, die immer überpünktlich sein will, allerdings fast IMMER zu spät kommt, das dann aber partout nicht wahrhaben will. Und deshalb verkneife ich es mir, sie ausgerechnet jetzt darauf hinzuweisen. Papa wird schon kommen. Er hat versprochen, dass er es tut und dass er Sibel mitbringt. Vor einem Monat ist er bei uns ausgezogen und seither wohnt er praktischerweise ganz in Sibels Nähe.

»Ich verstehe nicht, wieso wir nicht einfach hierbleiben können«, sage ich.

»Milla, das habe ich dir doch schon mindestens zehnmals erklärt«, stöhnt meine Mutter. »Diese Wohnung ist zu teuer. Ich kann sie nicht bezahlen.«

»Dann suchen wir uns eben eine kleinere«, erwidere ich. »So wie Papa das auch gemacht hat.«

»Nein, das tun wir nicht.«

»Und warum nicht?«

In diesem Moment klingelt es. Ich drücke auf den Summer, reiße die Wohnungstür auf und stürze ins Treppenhaus. Sibel kommt mir von unten entgegengeflogen. Wir fallen uns in die Arme und drücken uns fest aneinander. Sibels kurze schwarze Haare duften wie immer wunderbar nach einem Gemisch aus Aprikosenshampoo und exotischen Gewürzen. Ich drücke meine Nase hinein und atme





den Duft ganz tief in meine Lunge, damit ich ihn bloß nie vergesse.

»Ach, Milla«, seufzt Sibel und küsst mich zweimal auf beide Wangen, einmal auf die Stirn und zu guter Letzt mitten auf den Mund. »Ich werde dich schrecklich vermissen!«

»Eigentlich könnte sie doch mitfahren«, höre ich Papa sagen. »Ihr hättet dann noch das ganze Wochenende. Das würde sich glatt lohnen.«

Ich könnte ihn umarmen! Doch bevor ich es tatsächlich tue, richte ich meinen Blick sicherheitshalber noch mal auf meine Mutter und sehe sofort, dass ich sie mal wieder genau richtig eingeschätzt habe. Auf Mamas Gesicht liegt eine Eisesmiene.

»Das geht nicht«, sagt sie knapp.

»Und warum nicht?«, fragt Papa.

Sibels Augen bekommen ihren berühmten Schmachtblick. Aber ich weiß jetzt schon, wie die Sache ausgeht.

»Mach dir keine Hoffnungen«, raune ich in ihr Ohr.

Ich kann es einfach nicht ertragen, wenn sie sich auf etwas freut und am Ende enttäuscht wird. Sie sieht dann immer so schrecklich hoffnungslos aus.

»Weil ich das meinen Eltern nicht zumuten will«, sagt Mama.

»Ach, das ist doch Blödsinn«, erwidert mein Vater. »Bei dem Trubel, den ihr dort in den nächsten Tagen veranstalten werdet, fällt eine mehr doch überhaupt nicht auf. Außerdem sind Camilla und Anton gar nicht so.«

»Wie meine Eltern sind, das werde ich ja wohl besser beurteilen können«, fährt meine Mutter ihn an. »Sibel bleibt hier und damit basta. Das ist schon aus psychologischen Gründen besser so. Aber von solchen Dingen hast du ja noch nie was verstanden.«



Ich sehe, wie Papa die Lippen zusammenpresst. Wütend schaut er meine Mutter an. Es ist eine dieser typischen Streitereien, die in den letzten Wochen vor seinem Auszug unseren Alltag versauert haben.

Du bist gemein, würde ich meiner Mutter am liebsten an den Kopf schmeißen. Ich verknäufte es mir aber, weil ich weiß, dass es alles nur noch schlimmer machen würde.

»Schon gut«, sage ich stattdessen. »Ich will nicht, dass ihr euch jetzt auch noch meinetwegen streitet.«

Papa richtet seine Augen auf mich und schluckt. Mama schnappt nach Luft und Sibel hat literweise Tränen in den Augen. Niemand sagt etwas. Das Schweigen ist plötzlich so dicht, dass ich kaum noch atmen kann.

»Komm, wir gehen schon mal runter«, sage ich und ziehe Sibel auf den Treppenflur hinaus.

Unsere Nachbarin von gegenüber, die alte Frau Serpentin, kommt uns keuchend entgegen.

»Ach, Milla«, sagt sie, bleibt stehen und wischt ein wenig hilflos über ihren bunt geblühten Hauskittel. Ihr Atem geht schwer und stößt kleine Pfeiftöne hervor. Frau Serpentin hat Asthma und eigentlich ist das Treppensteigen viel zu anstrengend für sie, aber was soll sie machen? – Das Haus hat nun mal keinen Fahrstuhl.

»Ach, Frau Serpentin«, sage ich und sehe sie traurig an.

»Es ist bestimmt schön bei deinen Großeltern«, sagt sie und ringt sich ein Lächeln ab.

Ja, ab und zu mal für eine Woche vielleicht. Aber spätestens nach sieben Tagen wird es dort stinklangweilig. Ich habe keine Ahnung, wie ich die nächsten sechs Jahre überleben soll. So lange dauert es nämlich noch, bis ich volljährig bin.

Frau Serpentin's Blick wandert zu Sibel. Augenblicklich nimmt er einen mitleidigen Ausdruck an.



»Machen Sie es gut«, sage ich schnell, bevor ich auch noch zu heulen anfangen.

Ich umklammere Sibels Handgelenk und ziehe sie weiter die Treppe hinunter und auf den Bürgersteig hinaus. Der Möbelwagen steht direkt vor uns am Straßenrand. Die Hecktüren sind geschlossen, die Rampe ist hochgeklappt und die großen, kräftigen Packer sitzen bereits oben im Fahrerhaus und füttern ein letztes Butterbrot. Damit Sibel und ich nicht allzu sehr auf dem Präsentierteller stehen, quetschen wir uns in den Hauseingang und fallen einander in die Arme.

»Ich will nicht, dass du wegziehst!«, jault sie. »Was soll ich denn ohne dich machen?«

»Und ich erst!«, jammere ich. »Du hast hier schließlich noch jede Menge andere Freunde. Ich dagegen ziehe in die Einöde. Dort gibt es niemanden. Hörst du? – Niemanden.«

»Aber deine Mutter hat dich doch auf ein Gymnasium angemeldet«, schnieft Sibel. »Es muss also noch andere dort geben außer dir.«

»Und wenn schon«, schluchze ich, denn nun kann und *will* ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten. »Diese Landeier interessieren mich alle nicht! Was soll ich mit denen schon anfangen! Die sind doch hunderttausend Jahre hinter dem Leben in der Stadt zurück!«

Sibel drückt mich ganz fest.

»Ich lass dich einfach nie mehr los!«

»Oder wir hauen ab«, schlage ich vor und werfe einen hektischen Blick auf die Haustür. Sobald sie sich öffnet, ist es zu spät. Dann ist der Abschied endgültig.

»Wohin denn?«, schluchzt Sibel.

»Keine Ahnung«, sage ich. »Ist es nicht egal, wenn wir nur zusammen sind?«

»Aber was sollen wir essen?«



»Keine Ahnung«, wiederhole ich. »Wir könnten auf dem Markt um Äpfel, Brötchen und Salami betteln.«

»Ich hasse Salami«, jammert Sibel.

»Dann bekommst du eben Käse«, sage ich.

»Und wenn der Käsemann geizig ist?«

Ich kraule ihren Nacken. »Irgendwie schaffen wir das schon«, murmle ich mutlos.

»Und wo sollen wir schlafen?«, ist Sibels nächste Frage.

»Ich schlage vor, in euren jeweiligen Betten«, antwortet meine Mutter.

Sibel und ich springen wie ertappt auseinander.

»Meine Güte!« Mama, die neben meinem Vater in der Haustür steht, verdreht die Augen. »Ihr seid doch kein Liebespaar, das man beim Knutschen erwischt hat!«

Ich werfe ihr durch allerdünnste Seeschlitze einen tödlichen Blick zu, der aber leider völlig wirkungslos ist. Es bleibt mir also mal wieder nichts anderes übrig, als vor meiner Mutter zu kapitulieren und mich damit zu trösten, dass sie wirklich keine Ahnung hat: vom Leben, von allem, was wichtig ist, und schon gar nicht von wahrer Freundschaft!

»In zwei Wochen bist du wieder hier«, sagt Papa und streichelt mir über den Rücken. – Als ob das in dieser Sekunde ein Trost wäre!

Doch als ich fünf Minuten später mit verkraampfter Herzmuskulatur neben Mama in ihrem kleinen dunkelblauen Corsa sitze, merke ich, dass diese Aussicht mein einziger Rettungsanker ist.

**E**milia sitzt auf der frisch lackierten Holzbank vor dem Fachwerkhaus ihrer Eltern und tut, was sie meistens tut: Pläne schmieden, Ideen entwickeln, Streiche aushecken – Haupt-



sache irgendwas Verrücktes. Doch ausgerechnet heute, so kurz vor dem Ende der Ferien, will und will ihr partout nichts einfallen.

Emilia kneift die Augen zusammen und blinzelt gegen die Sonne, die vom strahlend blauen Himmel auf ihr winziges Dorf herunterscheint. Sie lässt ihren Blick über den Vorgarten, die Einfahrt zur Garage, das Nachbarhaus, die holperige schmale Straße und die angrenzenden Weinberge gleiten, spielt mit ihrem schulterlangen Perlenohrring und stöhnt und seufzt zum Gotterbarmen. Manchmal hilft es schon, wenn sie nur intensiv genug leidet. – Heute leider nicht.

In der Ferne ertönt ein knatterndes Motorengeräusch, das allmählich näher kommt. Emilia fixiert das Stück Straße, das zwischen den Tannen und dem Nachbarhaus zu sehen ist, und wartet. Nach nicht einmal einer halben Minute erscheint dort erwartungsgemäß der alte, in einem sonnigen Orange lackierte VW-Bus ihres Bruders.

Emilia steht langsam von der Bank auf. Ihre Jeans spannt sich eng um ihre Oberschenkel. *Hrrritsch* macht es, als sie sich schließlich mit einem kleinen Ruck erhebt.

»Mistepistel!« Vorsichtig betastet Emilia ihren Hintern. Die Annahme, dass die Farbe inzwischen getrocknet sein müsste, war offensichtlich ein Trugschluss. »Egal«, murmelt Emilia. »Passiert ist passiert. Es gibt nun wirklich Schlimmeres.«

Sie liebt es, mit sich selbst zu reden. Denn meistens ist sie mit sich einer Meinung. Und wenn es mal anders ist, gelingt es ihr in der Regel, sich selbst zu überzeugen, was das Leben ungeheuer angenehm macht.

Das Orange des VW-Busses blitzt noch einmal hinter der Hecke des Nachbarhauses auf, dann dröhnt der Motor laut und quälend und der Bus mit Ingwer hinter dem Steuer biegt in die Garagenauffahrt ein.



»Hey!«, ruft Emilia.

Mit beiden Händen winkend, springt sie auf den Wagen zu.

Ingwer stellt den Motor ab, zieht unter einem lauten Knarzen die Handbremse an und öffnet die Fahrertür.

»Hey!«, ruft Emilia noch einmal und springt ihm in den Arm.

»Hey«, sagt Ingwer lachend und dreht sich mit seiner Schwester, die an seinem Hals hängt, einmal um sich selbst. »Mal wieder elternseelenallein?«

»Aber sicher doch«, sagt Emilia und küsst ihn auf die Nase.

»Früher war eben alles besser«, sagt Ingwer grinsend.

»Ach, ich bin doch gerne allein«, sagt Emilia. »Erstens kenn ich's nicht anders, zweitens komme ich sehr gut mit mir aus und drittens...«

»... ist dir manchmal sterbenslangweilig«, beendet Ingwer ihren Satz.

Emilia nickt. »Aber meistens kommst dann ja du und vertreibst mir die Zeit.«

»Das ist ja nun eher Zufall«, erwidert ihr Bruder und streicht ihr flüchtig über das dicke schwarze Haar.

»Nein, das ist Geschwistertelepathie«, widerspricht Emilia. »Und das kommt daher, dass du sieben Jahre älter bist als ich und immer auf mich aufpassen musstest.«

»Früher war wohl doch nicht alles besser«, stöhnt Ingwer.

»Natürlich nicht«, sagt Emilia. »Es ist immer alles gleichmäßig gut oder schlecht, je nachdem wie man es macht.«

Ingwer lacht. »Du bist ganz schön crazy. Kein Wunder, dass dich niemand versteht und es lange mit dir aushält.«

Ein Schatten huscht über Emilias bernsteinfarbene Augen. »Ach, auf die Luschen kann ich verzichten«, erwidert sie abwinkend. Dann strahlt sie wieder. »Ist ja auch egal, oder?«

»Also, ich fänd es schon besser, wenn du eine echte allerbeste Freundin hättest«, sagt Ingwer.



Er hat ebenso goldbraune Augen wie Emilia, aber sein Haar ist blond und duftig und fällt ihm in lockeren Fransen bis zum Kinn.

»Brauch ich nicht«, erwidert Emilia. »Beste Freundinnen bringen nur Stress. Man muss immer für sie da sein. Sie sind ständig eifersüchtig auf andere Freundinnen«, zählt sie auf. »Und wenn man sich dann auch noch in den gleichen Jungen verliebt, ist sowieso alles aus.«

»Der Junge, in den du dich verliebst, muss ohnehin erst noch erfunden werden«, meint Ingwer grinsend.

Emilia zwickt ihren Bruder in den Bauch. »Och, er müsste doch bloß so sein wie du.«

Ingwer wedelt mit dem Zeigefinger hin und her. »Keine Chance«, sagt er. »Mich gibt's nur einmal.«

»Ja, leider«, entgegnet Emilia neckend. »Zehn von deiner Sorte in allen Größen und Altersklassen wären echt super.«

Ingwer schüttelt den Kopf, sein Grinsen verschwindet und mit einem Mal sieht er fast ernst aus.

»Ich bleibe dabei«, sagt er. »Du brauchst eine beste Freundin. Wenn du immer alleine bist, versauerst du noch. Glaub mir, so schlimm wie du dir das ausmalst, kann selbst der ärgste Freundschaftsstress nicht sein. Außerdem...«, sein Blick schweift ein wenig verklärt in die Ferne, »... außerdem ist es gar nicht so übel, immer für jemanden da zu sein.«

Emilia verzieht das Gesicht.

»Wer hat dich denn gebissen?«, fährt sie ihren Bruder an.

Ingwer holt seinen Blick zurück und richtet ihn nun wieder auf sie.

»Die Einsamkeit«, sagt er leise.

»Ach, du spinnst ja!«

Emilia spürt heißen Zorn in sich aufsteigen. Sie hasst es, daran erinnert zu werden, dass ihre Eltern immer nur ihr Gäste-



haus und das Restaurant im Kopf haben. Noch weniger kann sie es ausstehen, wenn ihr jemand unter die Nase reibt, dass niemand mit ihr befreundet sein will. Ihre Klassenkameraden halten sie nämlich für ziemlich bekloppt. Manchmal lassen die Jungs sie beim Pokern mitspielen, allerdings immer nur, solange sie verliert. Und die Mädchen machen einen großen Bogen um sie. Emilia mag weder In-Klamotten noch Schminke, sie hasst Bravo-Girl-Foto-Lovestorys ebenso sehr wie Bill und Tom von Tokio Hotel, und sie fällt beim Anblick eines Pferdes nicht gleich in eine verzückte Krampfhaltung. Dummerweise fehlen ihr damit die entscheidenden Kenntnisse, um bei den großen Themen mitreden zu können.

Wütend stupst Emilia ihren Bruder in den Bauch. Ingwer torkelt lachend rückwärts auf die Holzbank zu.

»Du bist blöde, weißt du das!«, faucht Emilia und verpasst ihm einen weiteren Schubs.

»He, was soll das?«, ruft Ingwer. »Warum bist du denn so sauer?«

»Ich brauche keine dusselige Barbie-Puppenfreundin, hörst du!«, meckert Emilia und treibt ihn dabei immer weiter vor sich her. »Und ich brauche auch keinen Bruder, der Senf mit Quatschpaste quasselt!«

Ingwer hebt die Hände.

»Ist ja schon gut.«

»Gar nichts ist gut!«, brüllt Emilia.

Sie verpasst ihm einen letzten kräftigen Stupser. Ingwer stößt mit den Kniekehlen gegen die Kante der Holzbank. Er knickt ein und lässt sich auf die Sitzfläche fallen.

»So«, grunzt Emilia zufrieden. »Jetzt kannst du deine Hose in die Tonne schmeißen.«

Sie dreht sich um und streckt ihm laut lachend ihren Hintern entgegen.





»Biest!«, ruft Ingwer. »Ich nehme alles zurück. Man kann es einfach niemandem zumuten, deine beste Freundin zu sein.«



**B**is wir die Autobahn erreichen, halte ich die Augen geschlossen. Ich kann es absolut nicht ertragen, durch die Stadt zu fahren, das Kino, das Galluscenter, die alte Kirche, die Hochhaus-Skyline, meine Schule und all die vertrauten Häuser, Straßenecken, Buslinien, Trambahnen und Werbeschilder zu sehen und zu wissen, dass ich für eine ewig lange Zeit nicht mehr zurückkommen werde. Es macht mich auch so schon völlig fertig, das vertraute Gebimmel der Straßenbahn und den rauschenden Verkehr einfach nur zu hören.

»Himmel noch mal, kannst du nicht aufpassen!«, schreit meine Mutter neben mir. »Kommt da wie ein Schumacher höchstpersönlich an die Einfahrt gesaust, und ich darf mir überlegen, ob er mir die Vorfahrt nimmt oder vielleicht doch noch anzuhalten gedenkt, der gute Mann!«, schimpft sie unverdrossen weiter. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, dass die Autofahrerei in Zukunft ein wenig beschaulicher sein wird.«

Ja, ja, ja ...!, denke ich, drehe mein Gesicht dem Seitenfenster zu und kneife die Augen noch ein bisschen fester zusammen.

»Milla, hörst du mir überhaupt zu?«

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Weil du nicht mit mir gesprochen hast, sondern mit einem Autofahrer«, sage ich.

»Natürlich habe ich auch mit dir gesprochen«, erwidert Mama empört. »Dieser Kamikazefahrer hat mich ja ohnehin nicht verstanden.«

»Eben war es noch ein Schumacher.«

»Herrgott, Milla, musst du immer so besserwisserisch sein?«

»Nein«, sage ich. »Am liebsten würde ich gar nicht reden.«  
Meine Mutter atmet geräuschvoll ein.

»Ich finde, du solltest dich endlich damit arrangieren ...«

»Wieso konnte ich nicht bei Papa bleiben?«, unterbreche ich sie.

»Wieso solltest du?«, ist Mamas Gegenfrage.

»Weil ich dann auf meiner Schule und bei Sibel bleiben könnte«, sage ich.

Meine Mutter stöhnt.

»Veränderungen tun immer gut«, sagt sie dann.

»Kindern und Jugendlichen nicht«, widerspreche ich. »Die brauchen feste Strukturen und Beständigkeit.«

»Kein Problem«, sagt Mama. »In gut zwei Stunden sind wir bei Oma und Opa und dann kannst du so viel Struktur bekommen, wie du willst.«

Jetzt stöhne ich.

»Milla, bitte«, sagt Mama.

»Auf dem Land ist es stinklangweilig«, jaule ich. »Die Leute sind fad und Oma und Opa sind verrückt.«

Meine Mutter lacht.

»Wie bitte? Das höre ich zum ersten Mal.«

»Bisher war ich ja auch immer nur für ein paar Tage bei ihnen«, erkläre ich ihr. »Da sieht man über so etwas hinweg.«



»Was, bitte schön, meinst du mit *so etwas?*«, will Mama wissen.

»Alles«, sage ich, um das Ganze kurz, aber angemessen zu beschreiben. Außerdem fällt mir auf die Schnelle nichts Konkretes ein. »Die auf dem Land sind doch alle total crazy.«

»Na, wunderbar!«, sagt meine Mutter. »Crazy ist genau das, was ich im Moment brauche.«

»Mama!«, stöhne ich. »Ich wette ...«

»Was?«

»Nix«, sage ich. Beinahe wäre mir herausgeflutscht, dass ihr Oma Camilla und Opa Anton mit ihren verschrobene Macken genauso schnell auf den Zwirn gehen werden wie mir.

»Jetzt komm schon, Milla«, fordert meine Mutter mich munter auf. »Rück endlich raus damit. Je eher du deine Bedenken ausdrichst, umso schneller können wir sie beseitigen.«

Da gibt es nichts zu beseitigen, denke ich. Meine Großeltern werden ihre seit über sechzig Jahren gepflegten Vorlieben wohl kaum für mich ablegen. Im Gegenteil, wahrscheinlich denken sie sogar, ich finde ihre Verrücktheiten cool. Leider ist das ganz und gar nicht der Fall: Ich finde sie eher peinlich. Und deshalb bin ich eigentlich auch nicht so besonders wild darauf, dass Sibel mich in den Ferien über längere Zeit besucht.

»Schon gut«, murmle ich, lehne den Kopf gegen die Nackenstütze und versuche zu erraten, wo wir gerade sind. »Es ist einfach nur, weil ... weil ...«

»So viel Neues auf dich zukommt«, sagt meine Mutter. »Du hast Angst, auf dem Land zu vereinsamen, keine neuen Freunde zu finden und dich auf die Macken fremder Lehrer einstellen zu müssen.«



Ich seufze leise und schlussfolgere aus dem Umstand, dass Mama zurückschaltet, nach links lenkt, dann beschleunigt und kurz darauf gleich wieder den vierten Gang einlegt, dass sie ein anderes Fahrzeug überholt hat und wir uns mittlerweile auf dem Autobahnzubringer befinden.

»Milla, ich versichere dir, dass das alles halb so schlimm ist«, sagt sie eindringlich. »Neuanfänge machen einen fit fürs ganze Leben. Du wirst dich zukünftig viel besser auf fremde Situationen einstellen können. Außerdem trainierst du deine Menschenkenntnis und dein Sozialverhalten.«

»Wenn ich achtzehn bin, ziehe ich sowieso zurück«, erwidere ich.

»Ach Milla, das denkst du jetzt. Aber warte nur ab, in spätestens einem Jahr willst du gar nicht mehr weg.«

»Aha«, sage ich.

»Milla!«

»Mit Gewalt erreicht man gar nichts, das war doch immer deine Devise, oder?«, werfe ich ein.

»Das ist sie auch immer noch«, erklärt meine Mutter mir. »Ich bin ein durch und durch friedliebender Mensch.«

»Aha.«

»Das weißt du genau«, regt sie sich auf. »Ich frage dich: Was, bitte schön, hat ein Umzug mit Gewalt zu tun?«

»Dass es kein Umzug ist«, sage ich.

»Was ist es dann?«

»Kindesentführung.«

Eine geschlagene Stunde sprechen wir kein Wort mehr miteinander. Mama hat offensichtlich aufgegeben und ich habe meine Ruhe. Meine Augen öffne ich erst wieder, als ich sicher bin, dass wir uns schon eine Weile auf der Autobahn befinden und die Stadt weit hinter uns gelassen haben.



Der Himmel über uns hängt voller beige-grauer Wolken. Die Bäume und Büsche an den Straßen und zwischen den wenigen in die Landschaft getupften Dörfer sind erst zartgrün belaubt, nur an einigen Stellen blitzt das sonnige Gelb der bereits blühenden Forsythienbüsche auf. Die meisten Felder sind gerade gepflügt worden, auf manchen stehen der Raps und das im Winter gesäte Getreide jedoch bereits wadenhoch. Vereinzelt weiden Schafherden mit ihren Lämmern, und es gibt Koppeln, auf denen Pferde laufen. Nur die Kühe und Bullen scheinen noch in den Ställen zu sein.

Es ist diese komische Nichts-halbes-und-nichts-Ganzes-Stimmung, die ich schon so manches Mal während der Osterferien bei meinen Großeltern erlebt habe und von der man in der Stadt gar nicht so viel mitkriegt. Ich mag diesen Vorfrühling und auch den Herbst nicht, wenn es weder kalt noch warm ist. Entweder Sonne, Hitze und Freibad oder klirrende Kälte, Schnee und Eislaufen, das sind klare Angelegenheiten! Aber dummerweise spielt sich der größte Teil des Lebens genau dazwischen ab.

Auf halber Strecke stellt meine Mutter das Radio an, wahrscheinlich, um die Verkehrsnachrichten zu hören. Anschließend beginnt eine Sendung über Kulturdenkmäler, Museen und Kunstgalerien und deren Aufgabe, die Schätze dieser Welt aus allen Epochen in Erinnerung zu halten.

»Blablابلابلابلabl«, sagt Mama und drückt so lange auf den Sendersuchlauf, bis sie alle Schlager-, Volksmusik- und Klassikwellen durchhat und die Red Hot Chili Peppers ertönen. »Ah«, seufzt meine Mutter. »Das tut gut.« Sie dreht die Musik ein wenig lauter und fängt an, auf ihrem Sitz herumzuwippen.

»Mama, pass auf die Straße auf!«, rufe ich.

»Tu ich doch, Milla«, behauptet sie.



»Tust du nicht.«

»Milla, das kannst du überhaupt nicht beurteilen.«

»Musst du immer meinen Namen nennen?«, knurre ich.

Mama sieht mich verwundert von der Seite an. »Wie sonst? Ich meine, du heißt nun mal so.«

Ja, leider. Milla wie Oma Camilla. Obwohl meine Mutter es bis heute aufs Energischste abstreitet, bin ich felsenfest davon überzeugt, dass sie Milla einfach von Camilla abgeschnitten hat. Vielleicht ist das ja sogar unbewusst passiert, oder besser noch *unterbewusst*. Vielleicht haben meine Mutter und meine Oma eine besonders verzwickte Beziehung. Wenn ich an ihre ständigen Streitereien wegen Tischdecken, Gewürzkompositionen oder der Art und Weise, wie man einen Holzboden reinigt, denke, erscheint mir das zumindest eine schlüssige Erklärung zu sein. Und schon graut mir aufs Neue vor meiner Zukunft.

»Du könntest es weniger häufig sagen«, schlage ich vor. »Schließlich weiß ich auch ohne dass du ständig meinen Namen erwähnst, dass ich gemeint bin.«

Mama seufzt. »Okay, okay. Ich verstehe dich. Ich konnte meinen Vornamen früher auch nicht ausstehen.« Sie zwinckert mir zu. »Ich habe mir einfach einen neuen ausgedacht und dann alle gezwungen, mich so zu nennen.«

Ist ja interessant!

»Und wie war dein ausgedachter Name?«

»Françoise«, sagt Mama.

Ich glaube, ich habe nicht richtig verstanden. »Wie?«

Meine Mutter wirft den Kopf zurück, wedelt ihre Haare herum und lacht.

»Françoise fand ich einfach umwerfend toll«, sagt sie. »Französische Namen waren damals unglaublich in. Jeder zweite Junge hieß Patrick und jedes dritte Mädchen Nicole.«





Patricia Schröder

**Milla und Emilia - Landei mit Liebeskummer**  
Band 1

Taschenbuch, Broschur, 176 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-22282-9

cbj

Erscheinungstermin: November 2011

Freundschaft, Schule, Jungs – davon wollen Mädchen mehr

Was passiert, wenn eine echte Städterin auf ein richtiges Landei trifft? Es kracht erstmal gewaltig. Milla lebt erst eine Woche auf dem Land, doch von Emilia und ihren total verrückten Ideen hat sie jetzt schon genug. Freundschaft ausgeschlossen? Oh nein! Denn als Milla sich total in einen supersüßen Unbekannten verliebt, ist Emilia mit den grandiosen Einfällen ihre Rettung – und prompt tauchen gleich mehrere Traumjungs auf, auf die Millas Beschreibung passt ...